

Jugendschutz in der Migrationsgesellschaft(1)

1. Aufwachsen unter benachteiligenden Bedingungen

1.1 Soziale Lage junger Menschen mit Migrationshintergrund

Kinder und Jugendliche, die in prekären Lebenssituationen aufwachsen, entstammen häufig Familien mit Migrationshintergrund. Nicht deshalb, weil Migrantenfamilien per se sozial benachteiligt sind, sondern weil sie benachteiligt werden: sie verdienen weniger, wohnen schlechter, leben in unterversorgten Stadtteilen, sind häufiger von Armut bedroht und ihre Kinder werden aus unserem Bildungssystem heraus selektiert.

Aktuelle Daten und Entwicklungen finden sich im letzten, dem 12. Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ 2005:66 ff.). Danach wird die Bedeutung der ethnischen Zugehörigkeit für die Lebensführung und für Teilhabechancen von Kindern und Jugendlichen deutlich aus der offensichtlichen Differenz in der Bildungsbeteiligung, in den Bildungsabschlüssen, im beruflichen Status der Eltern und in der sozio-ökonomischen Lebenslage. So hat sich der Schulbesuch nicht deutscher Schülerinnen und Schüler in den letzten zehn Jahren kaum verändert, die höchsten Zuwächse gibt es bei den Gesamt- und Sonderschulen. Besonders türkischstämmige Kinder sind zu einem hohen Anteil in den niedrigen Schulstufen vertreten. Trotz vermehrter höherer Bildungsabschlüsse liegt der Anteil nicht deutscher Schülerinnen und Schüler mit Realschulabschluss und Hochschulreife deutlich unter und beim Hauptschulabschluss deutlich über den vergleichbaren deutschen Schülerinnen und Schüler. Diese geringeren Bildungschancen als Resultat der sozialen Herkunft werden durch alle einschlägigen Bildungsstudien bestätigt. Die Hauptschule als hoch konzentrierter Ort schlechter Schüler und schwieriger Kinder wird zum Ausdruck der Chancenlosigkeit und Perspektivlosigkeit von Angehörigen der Unterschicht. Der Hauptschulbesuch wird vor diesem Hintergrund aber auch zum Faktor gewaltfördernder Erfahrungen. In der Hauptschule findet sich dreimal so häufig Gewalt wie in anderen Schulen. (Vgl. KFN 2007: 48). Die Misere des deutschen Bildungssystems wird damit zu einer Herausforderung für den Jugendschutz.

Die sozio-ökonomische Situation von Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien ist deutlich prekärer als die ihrer deutschen Altersgenossen: „Bei ihnen ist die Armutsquote gegenüber deutschen Kindern zwischen 1991 und 2001 erheblich stärker gestiegen (um 10 Prozentpunkte gegenüber 0,5 Prozentpunkten). (..). Auch in der Sozialhilfequote spiegelt sich die schwierige ökonomische Situation von ausländischen Kindern und Jugendlichen. Ende 2002 lag sie bei den unter 18-jährigen bei gut 13% (um nahezu 7 Prozentpunkte höher als bei den deutschen Kindern). Der höhere Anteil der ausländischen gegenüber den deutschen Sozialhilfebeziehern und -bezieherinnen wird darauf zurückgeführt, dass im Durchschnitt die Kinderzahl in den Familien höher ist, dass Ausländer

und Ausländerinnen wesentlich stärker von Arbeitslosigkeit betroffen sind und dass sie zu einem geringeren Anteil über qualifizierte Bildungsabschlüsse verfügen“ (BMFSFJ 2005:68).

Der 12. Kinder und Jugendbericht formuliert angesichts dieser Bestandsaufnahme als Konsequenz: „ Mit der Zunahme des Anteils von Migrantinnen und Migranten in der Bevölkerung sind - sowohl mit Blick auf die gesellschaftliche Entwicklung als auch mit Blick auf die individuelle Förderung und Erhöhung der Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien - enorme Herausforderungen an das System der Betreuung, Erziehung und Bildung verbunden. Dringlich erscheint es, Förderinitiativen zu entwickeln, um die Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu verbessern, die aus ökonomisch schlecht gestellten und bildungsfernen Milieus stammen. (...) Ein besonderes Augenmerk sollte dabei auf die Gruppe der Kinder und Jugendlichen der zweiten und der dritten Generation gerichtet werden, denn es ist anscheinend der deutschen Gesellschaft nicht ausreichend gelungen, sie so zu integrieren, dass sie Zuversicht in ihre Zukunft und in ihre Fähigkeiten entwickeln können“ (a.a.O.).

1.2 Spezifische Gefährdungen

Teil des Prekariats zu sein, ist schon für sich mit gewissen Gefährdungen verbunden. Als Hartz-IV-Empfänger zu leben, in schwierigen Stadtteilen zu wohnen oder Objekt ethnisch-kultureller Zuschreibungen zu sein, erhöht die Lebensrisiken, Opfer von psychischer oder physischer Gewalt zu werden. Nicht dagegen ist das Merkmal Migrationshintergrund allein ein Indikator von Risikolagen. Das schon deshalb, weil damit nicht der Pluralität und Heterogenität von Wanderungserfahrungen Rechnung getragen und kulturalisierenden sowie ethnizierenden Interpretationen Vorschub geleistet würde. „Ethnisch-kulturelle“ Identität als Selbst- oder Fremdzuschreibung ist eine Konstruktion, die situationsspezifisch erfolgt. Als Selbstthematization durch Jugendliche mit Migrationshintergrund kann sie zwar als Abwehr oder Schutzmechanismus dienen, wird aber häufig als bewusste Strategie zum Ausdruck eines persönlichen Stils oder zur Erlangung von Vorteilen und zur Erzeugung von Hilflosigkeit bei den Pädagogen genutzt. (Vgl. Lösch 2003:15) Als Fremdethnisierung ist sie ebenso zweckorientiert: sie kann der Aufwertung der eigenen Person und der Abwertung des Gegenüber dienen. Sie hilft, Komplexität zu reduzieren durch Entindividualisierung und Kategorisierung oder sie trägt dazu bei, sozio-ökonomische Benachteiligungen zu negieren oder wenigstens zu relativieren. Und sie kann Ausdruck eines handfesten Rassismus sein.

Spezifische Gefährdungssituationen für junge Menschen mit Migrationshintergrund ergeben sich eher daraus, dass sie trotz ihrer schwierigen Lebenslagen die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe nicht angemessen in Anspruch nehmen. „ Nach allen Erfahrungen müssten die Angehörigen (der Migranten-Gruppen) überproportional an Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe beteiligt sein, da sie zu höheren Anteilen als der Durchschnitt der Bevölkerung unter belastenden Umständen leben. Tatsächlich ist aber die Inanspruchnahme von ambulanten, Familien unterstützenden, die ursprüngliche Lebenswelt erhaltenen Leistungen weit unterdurchschnittlich (...)“ (BMFSFJ 2002:212). Genaue Kenntnisse gibt es allerdings nicht, weil weder die Jugendhilfestatistik, noch Er-

gebnisse der Sozialberichterstattung oder einschlägige Untersuchungen Daten und Informationen zur Inanspruchnahme der Angebote des Kinder- und Jugendhilferechts enthalten. Gerade über die Nutzung von Präventions- und Beratungsangeboten liegen keine nach sozialer Lage oder ethnischer Herkunft differenzierenden Daten vor. Belegt ist aber die „Tatsache, dass Migrationsfamilien sowie Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund, selbst wenn sie in Konfliktlagen geraten, etwa bei Suchtproblemen oder Gewalterfahrungen von den Beratungs- und Therapieangeboten weniger erreicht werden“ (Boos-Nünning 2006:13).

1.3 Werteerziehung in türkischstämmigen Migrantenfamilien

Die pädagogische Arbeit mit Migrantenfamilien und ihren Kindern wird entscheidend beeinflusst von den Werten und Normen, die die Familie und die Sozialisation der Kinder prägen. Muslimische Kinder und Jugendliche aus türkischstämmigen Familien reagieren auf Angebote, Anforderungen und in Konfliktsituationen häufig anders, als es die Institutionen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erwarten. Das erzeugt Missverständnisse und Hilflosigkeit. Die Forschungslage zu Familien aus der Türkei ist unbefriedigend. Die wenigen Untersuchungen kommen aber zu ähnlichen Ergebnissen.

Ilhamy Atabay unterscheidet in seiner qualitativen Untersuchung von türkischen Migrantenfamilien (Atabay 1998) drei Typen: die religiös-traditionell orientierte Familie, Familien zwischen Moderne und Tradition und moderne Familien. Für den ersten Typ gilt, dass die Familie traditionellen islamischen Vorschriften, Vorstellungen und Normen folgt. Häufig ist die Ehe arrangiert. Die Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern weist dem Mann die Rolle des Oberhauptes der Familie und des Ernährers zu. Er vertritt die Familie nach außen. Die Frau wirkt nach innen, sie erzieht die Kinder und hat für ein geborgenes Familienleben zu sorgen. Der Mann ist verantwortlich für die Verteidigung der Ehre. Zum zweiten Typ gibt es einige Übereinstimmungen, beide Typen zusammen stellen die größte Gruppe dar.

Mit diesen Familientypen korrespondieren Erziehungsstile, wie sie Ahmet Toprak (2004a:89) identifiziert hat: der konservativ-spartanische Erziehungsstil, Erziehung zwischen Tradition und Moderne und der verständnisvoll-nachsichtige Erziehungsstil. „Kriterien dafür waren primär die Antworten zu Fragen über `Erziehung (Autoritätsstruktur)`, `Religion` und `Ehre`“ (Toprak 2004b:23). Als wichtigste Erziehungsziele benennt er: Respekt vor Autorität, Ehrenhaftigkeit, Zusammengehörigkeit, Leistungsstreben, türkische Identität und religiöse Identität (Toprak 2004a:73 ff.). Es wird deutlich, dass es große Unterschiede zu deutschen Erziehungsstilen und -zielen gibt. Konflikte und Probleme, gerade für den erzieherischen Kinder- und Jugendschutz können sich aus den Erziehungsvorstellungen zu Autorität und Ehre ergeben.

Respekt vor Autorität und Erziehung zur Ehrenhaftigkeit spielen eine zentrale Rolle. Es geht jeweils um den familiären Zusammenhalt. Ehrenhaftigkeit bedeutet die Beachtung der Grenzen zwischen Innen- und Außenwelt und die geschlechtsspezifische Orientierung der Ehre. Die männlichen Kinder werden dazu erzogen, auf Grenzüberschreitungen sofort und entschieden zu reagieren. Hier findet sich eine Ursache für gewaltförmiges Verhalten, das eine besondere

Herausforderung an den Jugendschutz stellt. Ein Mann gilt als ehrlos, wenn seine Frau, seine Mutter, die Schwester beleidigt oder belästigt werden und er nicht massiv darauf reagiert. Ein Mann muss stark und selbstbewusst sein. Er muss klar und offen zu seinem Wort stehen. Er muss auf jede Herausforderung und Beleidigung reagieren und kämpfen. (Vgl. Toprak 2004a:30 ff.). Dafür werden zum Teil Werte vermittelt, die in modernen Gesellschaften zunehmend als Relikte einer dysfunktional gewordenen Machokultur kritisiert und durch geschlechtsspezifische Arbeit und Gender Mainstreaming bearbeitet werden.

Das Festhalten an der traditionellen Familie mit ihrem konservativen Erziehungsstil hat viel zu tun mit der Unentschlossenheit der ersten Generation der Einwanderer hinsichtlich ihrer Zukunft. Es fehlt die schmerzliche Anerkennung, dass sich ihre Lebensplanung als Makulatur erwiesen hat, dass die erstrebte Rückkehr zu einem Traum geworden ist, dass die Konsequenzen des langjährigen Aufenthalts nur das Bekenntnis zum Hierbleiben sein kann. So stimmt wohl die bittere Feststellung eines türkischstämmigen Taxifahrers in Köln, dass die Integration solange nicht stattfindet, wie die erste Generation noch lebt. Denn die „Identifikation mit dem Herkunftsland“ bleibt ein negativer Faktor für Integrationsprozesse, insbesondere für das Erreichen höherer Bildungsabschlüsse (BMFSFJ 2005:67).

Im Ergebnis leben viele der Kinder und Jugendlichen aus eher traditionell orientierten Familien in einem ständigen Spagat: „Morgens Deutschland - abends Türkei“ (Kunstant Kreuzberg 1981) ist diese Situation schon 1981 in einer Fotoausstellung und Anthologie beschrieben worden. Sie wird erkennbar, wenn sich türkische Mädchen vor der Schule noch schnell irgendwo umziehen oder wenn sie nach dem Disco-Besuch wieder in ihre familiäre Hülle schlüpfen.

2. Öffentliche Verantwortung der Kinder- und Jugendhilfe

2.1 Zugangsbarrieren

Eine kritische Analyse der Organisationsstruktur der Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, und das gilt in besonderem Maße für viele Angebote des Jugendschutzes, ergibt vielfältige Barrieren für die Zugänglichkeit zu den Dienstleistungen für Menschen mit Migrationshintergrund, die diese von der Nutzung der Angebote abhalten. (Vgl. Gaitanides 2001:182 ff.) Als Zugangshindernisse für Migranten lassen sich identifizieren: Sprachbarrieren und das Fehlen muttersprachlicher Fachkräfte; fehlende Informationen über die vorhandenen Angebote; kulturell geprägte Vorurteile und Einstellungen wie Stolz, Scham, Zurückhaltung, Skepsis und Leidensbereitschaft; Vorbehalte gegenüber deutschen Ämtern und Angst vor ausländerrechtlichen Konsequenzen; die bürokratische, spezialisierte und unüberschaubare Komm-Struktur deutscher Behörden. Auch für die deutschen Fachkräfte der Dienste gibt es Zugangsbarrieren wie ethnozentristische Beratungssituationen mit Missverständnissen und Vorurteilen, Stereotypisierungen und Ethnisierungen; Fremdheitsängste und Verunsicherungen; fehlende interkulturelle Kommunikationskompetenz; Überforderungsgefühle, Kompetenzverlustängste; Beharren auf eingespielten Wissens- und Handlungsrouninen.

Um diese Struktur mit ihren Ausschließungen zu verändern, aber auch um die Ausgrenzung der Migrationsbevölkerung aus den Regeldiensten und ihre diskriminierende Zuordnung zu Sonderdiensten und Spezialeinrichtungen aufzubrechen, ist die Forderung nach der interkulturellen Orientierung und Öffnung von Organisationen und Einrichtungen zu einem beherrschenden Thema des fachlichen Diskurses in der Sozialen Arbeit geworden.

2.2 Interkulturelle Orientierung und Öffnung

Unter interkultureller Orientierung ist eine sozialpolitische Haltung von Personen oder Institutionen zu verstehen, die anerkennt, dass unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlichen Interessen in einer Stadtgesellschaft leben und dass diese Gruppen sich in ihren Kommunikations- und Repräsentationsmitteln unterscheiden. Interkulturelle Orientierung zielt auf Anerkennung. Anerkennung eröffnet die Möglichkeit, dass Gruppen und Individuen ihre Interessen und Bedürfnisse artikulieren und vertreten können. Sie ist Grundlage für eine selbstreflexive Haltung gegenüber der eigenen Kultur. Sie ermöglicht demokratische Prozesse und die gleichberechtigte Teilhabe an diesen Prozessen. Interkulturelle Orientierung beinhaltet, das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit und die damit verbundene Definitionsmacht und die ungleiche Verteilung von Ressourcen, also die real existierende Machtasymmetrie zu thematisieren. (Vgl. Handschuck/Schröder 2002:512)

Interkulturelle Orientierung bezogen auf das Verhältnis von Deutschen zu den Zugewanderten läuft Gefahr, nationale, ethnische oder religiöse Zugehörigkeit zu konstruieren und damit soziale Probleme oder ökonomische Benachteiligungen zu ethnisieren und zu kulturalisieren. Davon warnt insbesondere Hamburger (1999:38) und fordert, nicht beabsichtigte Wirkungen und Folgen einer interkulturell orientierten Arbeit zu analysieren und damit zu einer „reflexiven Interkulturalität“ zu kommen. (Auch) „der Kinder und Jugendschutz steht immer in der Gefahr, durch die Definition seiner Adressaten als Problemgruppen zur Produktion der Umstände beizutragen, die er dann verbessern will. Diese Paradoxie lässt sich aus allen Hilfe- und Erziehungsintentionen nicht wegdefinieren. Nur durch eine Kritik der Stigmatisierung und durch starke Selbstreflexion lässt sich die Paradoxie offen halten, lassen sich durch die Respektierung des Individuums Wege zur Bildung ermöglichen“ (Hamburger 2003:63).

Interkulturelle Öffnung ist dann die Konsequenz interkultureller Orientierung. Sie kann verstanden werden als ein bewusst gestalteter Prozess, der selbstreflexive Lern- und Veränderungsprozesse von und zwischen unterschiedlichen Menschen, Lebensweisen und Organisationsformen eröffnet, wodurch Zugangsbarrieren und Abgrenzungsmechanismen in den zu öffnenden Organisationen abgebaut werden und Anerkennung ermöglicht wird. Interkulturelle Öffnung soll diese Strukturen und ihre Ausschließungen verändern. Dazu gehört die interkulturelle Qualifizierung des Personals durch Aus-, Fort- und Weiterbildung und die Einstellung von Fachkräften mit Migrationshintergrund. Und diese Veränderungsprozesse sind als kontinuierliche Aufgabe zu verstehen. Interkulturelle Orientierung und Öffnung ist demnach als Organisations-, Personal- und Qualitätsentwicklung zu konzipieren, worüber in Literatur und Praxis weitgehend Einigkeit besteht. (Vgl. Schröder 2007:10)

Soziale Arbeit heute ist interkulturell oder sie ist nicht professionell. Das ist rechtlich geboten, fordert doch § 9 Ziff. 2 SGB VIII die Berücksichtigung der kulturellen Unterschiede junger Menschen. Das entspricht den Herausforderungen einer globalisierten Welt, die geprägt ist von Vielfalt und Verschiedenheit. Interkulturelle Kompetenz wird damit zu einer Schlüsselqualifikation, die geeignet ist, Befähigung und Beteiligung als aktuelle Leitvorstellungen Sozialer Arbeit gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund umzusetzen. Und sie kann im Hinblick auf die Erfordernisse eines erzieherischen Kinder- und Jugendschutzes auch als Kompetenz für präventives Handeln verstanden werden. Interkulturelle Kompetenz setzt ein Wissen über Migrationsprozesse, über Migrantinnen und Migranten und ihre Lebensverhältnisse, über ihre rechtliche Situation und Diskriminierungserfahrungen, über Familienstrukturen und Wertvorstellungen, über Migrantenkulturen und Institutionskulturen mit ihren Zugangsbarrieren und vieles mehr voraus. Interkulturelle Kompetenz ist also eine umfassende soziale Kompetenz, die in kulturellen Überschneidungssituationen zwischen hauptamtlichem Personal und den Nutzerinnen und Nutzer der Einrichtung eine befriedigende Verständigung und Interaktion ermöglicht.

2.3 Herausforderungen für den Kinder- und Jugendschutz

Der Schutz von jungen Menschen vor Gefährdungen ihrer personalen Integrität und die Sicherung ihrer sozialen Integration sind die sozial-kulturelle Leitideen, die unseren Kinder- und Jugendschutz bestimmen. (Vgl. Nikles u.a. 2005:3) Zielgruppen sind die Jugendlichen selbst, ihre Eltern und andere Erziehungsberechtigten. Die wesentlichen Handlungsformen sind diskursiv bestimmt: Information, Aufklärung, Kommunikation und Partizipation. Das macht noch einmal deutlich, wie sehr migrationspolitisches Wissen und interkulturelle Kommunikationsfähigkeit unabdingbare Voraussetzungen für einen erfolgreichen Jugendschutz zum Wohle junger Menschen mit Migrationshintergrund sind.

Der deutsche Kinder- und Jugendschutz ist eine „moralische“ Veranstaltung in dem Sinn, dass mit einem von deutschen Wertvorstellungen gespeisten Blick auf Gefährdungspotenziale geschaut und Aufmerksamkeit hergestellt wird. (Vgl. Nikles 2000) Was aber wissen wir vom Gefährdungsverständnis in Migrantenfamilien? Wie sind unsere Kenntnisse über die Gefährdungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund? Gibt es Unterschiede zwischen Deutschen und Nichtdeutschen? Gibt es spezifische Gefährdungen, die wir aus unserer herkömmlichen Praxis so nicht kennen? Diese Fragen sind bisher noch kaum gestellt, geschweige denn beantwortet. Hier können nur erste Vermutungen formuliert und nur wenige Erfahrungen aus München referiert werden.

Dabei soll eine Beschränkung auf vier Felder erfolgen, die trotz der Globalisierung von Werten, der Relativierung von Verhaltensnormen und der Veränderung von Gefährdungsformen zentrale Sachverhalte bleiben:

- Gewalt
- Medien
- Sucht
- Verletzung personaler Integrität

Gewalt

Gewalt von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist zu einem politischen Thema geworden. Die Statistik der Jugendgerichtshilfen ebenso wie alle Daten der Kriminalitätsstatistik signalisieren eine Zunahme. Gilt das generell für alle Jugendlichen, so sind Jugendliche mit Migrationshintergrund noch einmal stärker belastet. An der Spitze stehen Jugendliche muslimischer Herkunft. So un bequem diese Zahlen sind, so sehr sie der kritischen und erklärenden Interpretation und der Einordnung in die sozialpolitischen und ausländerrechtlichen Rahmenbedingungen bedürfen, zu sehr müssen sie aber auch die Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe bestimmen. Alle Untersuchungen des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) weisen daraufhin, dass Gewalterfahrung und Gewaltanwendung in türkischstämmigen Familien besondere Phänomene sind (zuletzt KFN 2007:12). Das erwähnte rigide Männlichkeitsbild junger männlicher Türken wird noch verstärkt durch elterliche, insbesondere väterliche Gewaltanwendung. Die Gewalterlebnisse sowohl gegenüber der Mutter wie gegenüber den Kindern führen zu einer höheren Akzeptanz „gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen“ (KFN 2007:48) und damit zum unheilvollen Kreislauf von Gewalterfahrung und Gewaltanwendung, wie verschiedene Untersuchungen des KFN belegen. Dessen neueste, allerdings auch sehr umstrittenen Erkenntnisse machen ferner den exzessiven Medienbesitz und Medienkonsum insbesondere gewalthaltiger Medien und die damit verbundene „Medienverwahrlosung“ zu Bedingungsfaktoren von Gewalt (KFN 2007:44 ff.) (Muslimische) Migrantenfamilien erscheinen vor diesem Hintergrund als eine besondere Zielgruppe von Familienbildung und Kinder- und Jugendschutz. Wer frühzeitig selbst Gewalt erfährt, neigt später dazu, Gewalt auszuüben. Zentrale Motive für Gewaltanwendung sind fehlende Anerkennung in Familie, Schule und Gesellschaft sowie das Nichtwissen um Alternativen in der Auseinandersetzung und bei der Lösung von Konflikten.

Der Kinder- und Jugendschutz kann wenig tun, um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu verändern. Gemeinsam mit der Familienbildung können aber Anstrengungen unternommen werden, die Erziehungsfähigkeit von Migrantenfamilien zu stärken und Gewalt als Erziehungsmittel tabuisieren zu helfen. Wir haben in München dafür schon frühzeitig neue Formen der Elternbriefe für Migranteneltern entwickelt. Aktuell geben wir mit dem Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. aus Berlin türkisch-deutsche Elternbriefe heraus, die das Thema Gewalt und Erziehung dezidiert aufgreifen. - Wir haben nach den ersten Erkenntnissen über Gewalt in den Familien eine öffentliche Plakat- und Informationskampagne durchgeführt und mit bekannten türkischen Sprichwörtern auf eine gewaltfreie Erziehung hingewiesen. - Und wir haben ein Projekt „Acilim - präventive Arbeit mit Migrantenfamilien“ initiiert und bis heute gefördert, das schwerpunktmäßig türkische Familien für Fragen der Erziehung und Gewaltprävention sensibilisieren und für Angebote der Jugendhilfe öffnen sowie Selbsthilfepotenziale und bürgerschaftliches Engagement stärken soll. Das Projekt arbeitet seit vier Jahren, ist zwischen fest etabliert, hat ein breites Netzwerk in die türkischen Communities geknüpft, ist durch intensive Öffentlichkeitsarbeit auch in den türkischen Medien stark vertreten und arbeitet mit Kultur- und religiösen Vereinen zusammen. Gleichwohl muss Acilim in seinem Jahresbericht 2005 resümieren: „Die Zunahme der realistischen und selbstkritischen Stimmen ist ins Stocken geraten, die abwehrenden und die ganze Verantwortung den sozialen

u.a. Benachteiligungen, dem System und seinen Institutionen anlastenden Stimmen wurden lauter, emotionaler und heftiger“ (Acilim 2006:5).

Es gibt wie andernorts auch Anti-Aggressionskurse zur Gewaltpräventionen mit türkischen Jugendlichen (vgl. Toprak 2003:70; Döger 2005:26), insbesondere auch im Rahmen der Jugendgerichtshilfen und der erzieherischen Hilfen, und es existieren die vielfältigen Angebote und Projekte der Jugendsozialarbeit, vor allem die Schulsozialarbeit.

Sucht

Sucht und Abhängigkeit spielen unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine unterschiedliche Rolle. Unsere Münchner Erfahrungen besagen, dass Tabakkonsum und illegale Drogen ernst zu nehmen sind, dass aber Alkohol jedenfalls im Umfeld muslimischer Jugendlicher eine eher geringe Bedeutung im Vergleich zu den deutschen Altersgenossen hat. Bei den öffentlich bejubelten Alkoholexzessen auf dem Oktoberfest bzw. auf dem Nockherberg haben junge Muslime auch ihre Treffpunkte, aber nicht zum Zwecke des Besäufnisses sondern eher, um betrunkene deutsche Jugendliche zu verprügeln. In der Hip-Hop-Szene wird stärker Cannabiskonsum verzeichnet, harte Drogen spielen keine größere Rolle als in anderen Szenen. Im Unterschied zu deutschen Cliques werden aber Phänomene von Spielsucht beobachtet. Gerade Spiele mit gewaltförmigem Inhalt sind dabei zunehmend gefragt.

Der Zugang zu Angeboten der Suchthilfeeinrichtungen wird durch die oben genannten Hindernisse und Barrieren besonders erschwert. Eltern finden praktisch keinen Zugang aufgrund fehlender Informationen sowie von sprachlichen und Scham-Grenzen. Selbst bei langjähriger Drogenabhängigkeit versucht die Familie, den Jugendlichen aufzufangen und das Problem selbst zu lösen. Gerade für die Suchthilfe gilt deshalb, dass sie eine Umorientierung vornehmen und sich interkulturell öffnen muss. Die wenigen positiven Erfahrungen basieren darauf, dass die Teams eine interkulturelle Zusammensetzung aufweisen, dass also sprach- und milieukundige Sozialarbeiter tätig sind, dass eine aufsuchende Arbeit stattfindet, dass die Arbeit geschlechter- und migrationssensibel ausgerichtet ist. Erfolgreich scheinen auch gezielte Informationskonzepte zu sein, insbesondere wenn die Präventionskampagne mehrsprachig angelegt ist. Der Jugendschutz in München berichtet, dass entgegen sonstiger eher negativer Erfahrungen bei Elternabenden in den Schulen zum Thema Sucht sogar Väter mit Migrationshintergrund kommen. Die Arbeit mit Eltern, ihre Befähigung zu einem Erziehungsverhalten, das Kinder stärkt, ihre Persönlichkeit entwickelt, Ich-Stärke und Lebens-Kompetenz vermittelt, sind letztlich die Grundlagen erfolgreicher Suchtprävention.

Medien

Wir wissen aus verschiedenen Untersuchungen, dass Migrantenfamilien, gerade türkischer Herkunft, über eine sehr viel größere Ausstattung mit audiovisuellen Medien verfügen als deutsche Familien. Die Kinder haben schon im jungen Alter Play Station, TV, Video und ähnliches. Der Konsum von Filmen und heimischen TV-Programmen ist umfangreich, Gewaltspiele sind in großem Umfang verbreitet.

Das Medienverhalten türkischer Migrantinnen und Migranten ist am besten untersucht. Besonders beliebt ist Fernsehen. Wer über Anschlüsse verfügt, sieht türkisches Fernsehen mehr als deutsche Programme. Türkische Kinder schauen länger fern als deutsche und nutzen Computerspiele sehr viel mehr, vor allem türkische Jungen. Dabei werden die traditionellen Männlichkeitsideale insbesondere durch Serien bestätigt und verstärkt. Und Kampfspiele stehen entsprechend im Vordergrund. (Vgl. Eggert/Theunert 2002:292 ff.)

Hier herrscht großer Aufklärungsbedarf und öffnet sich ein weites Feld für den Jugendschutz und für die Medienpädagogik. Es geht um einen verantwortlichen Umgang der Eltern mit Medien und deren Nutzung. Dafür ist das Projekt „Elterntalk“ der Aktion Jugendschutz in Bayern sehr erfolgreich. Zu den Themen Medien und Konsum laden Eltern als Gastgeber andere Eltern ein. Eltern sind dabei „Experten ihres Erfahrungswissens“ und diskutieren untereinander „auf Augenhöhe“. Den Gesprächsrunden zu Themen wie Fernsehen, Handy oder Computerspiele gelingt es, in besonderem Maß türkisch- und russischstämmige Eltern zu erreichen. Deren Beteiligung hat sich seit 2003 verdreifacht, insgesamt haben zwei Drittel der Teilnehmenden Migrationshintergrund. Dieser Erfolg verdankt sich stark der Tatsache, dass einige der Regionalbeauftragten selbst Migrationshintergrund haben und die Eltern für ihre Moderationsverantwortung schulen. (Vgl. Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern 2007) Und es ist dringend notwendig, die Medienkompetenz von Jugendlichen und Heranwachsenden zu fördern, also die Fähigkeit, mediale Botschaften zu entschlüsseln, über das eigene Verhalten nachzudenken und das kommunikative, auch integrationsfördernde Potenzial von Medien selbstbestimmt zu nutzen (a.a.O.: 298). Auch dies hat in einem interkulturellen, migrationssensiblen Kontext zu geschehen. Bewährt hat sich eine aktive Medienarbeit, die die Migrationssituation der Beteiligten aufgreift und zum Thema macht und dadurch Medienkompetenz fördert. Das konkrete Herstellen von Produkten - Interviews, Hörspiele, Filme, Internetauftritte - ist geeignet, sich mit den eigenen Erfahrungen und der sozialen Umwelt produktiv auseinanderzusetzen und so den kritischen Umgang mit den Medien und deren selbstbestimmte Beherrschung zu erlernen

Verletzung personaler Integrität

Zunehmend beherrschen die Themen „Ehrenmorde“ und „Zwangsverheiratung“ den öffentlichen Diskurs. Zumindest im Vorfeld von drohender Zwangsverheiratung kann der Jugendschutz aktiv werden. Den Hintergrund derartiger Praktiken bildet wiederum die traditionell orientierte Familie mit ihrem konservativen Erziehungsstil und ihren muslimisch geprägten Ehrvorstellungen und Erziehungszielen. Auch Töchter in diesen Familien haben häufig massive Gewalterfahrungen. Das gilt insbesondere dann, wenn sie sich den rigiden Kleider- und Moralvorstellungen nicht bedingungslos unterwerfen. Die Androhung der Zwangsverheiratung kann eine Reaktion auf scheinbar unbotmäßiges Verhalten sein, sie kann der Verhinderung von selbstbestimmten Lebensentscheidungen dienen oder sie ist Ergebnis eines Aushandlungsprozesses der Eltern aus familiären, ökonomischen oder sonstigen Gründen.

Unter präventiven Aspekten gelten die gleichen Überlegungen wie zum Thema Gewalt allgemein. In der aktuellen Krise hilft die jeweilige Schutzeinrichtung der öffentlichen Jugendhilfe. Längerfristig und nachhaltig kann nur eine Verände-

rung der traditionellen und patriarchalischen Familiensysteme erfolgreich sein. Dafür ist eine aktive Elternarbeit von entscheidender Bedeutung. Aber, in diesem Feld sind auch eine große Vorsicht und Sensibilität geboten, um nicht in kulturalisierende Muster zu verfallen: Es muss sehr genau hingesehen werden, ob es sich wirklich um eine Zwangsverheiratung handelt oder um eine arrangierte Ehe, die durchaus dem freien Willen beider Partner entspricht und eine moderne Ehe darstellt. (Vgl. Straßburger 2007:31)

2.4 Interkulturelle Elternarbeit.

Auch für Migranteltern gilt: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft“ (Art.6 Abs.2 GG). Wie bei deutschen Eltern in sozial schwierigen Lebenslagen sind für die positive Wahrnehmung dieses Rechtes unterstützende und flankierende Hilfestellungen der Kinder- und Jugendhilfe wichtig. Dafür bieten sich insbesondere Familienbildung und Elternarbeit im Rahmen des Jugendschutzes an, die noch kaum interkulturell orientiert sind.

Familienbildung

Entscheidend für die Entwicklung von Lebenskompetenz sind positive Beziehungserfahrungen in der Familie. Familienbildung zielt auf die Unterstützung und Festigung der familiären Erziehungskompetenz für eine sichere Bindung zwischen Kindern und den nächsten Bezugspersonen. Dazu gehören eine positive Haltung dem Kind gegenüber, die Sensibilität für kindliche Signale, eine aufmerksame Zuwendung, die aktive Beschäftigung und liebevolle Bestätigung. Das Erziehungsverhalten der Eltern hat entscheidenden Einfluss auf den Umgang junger Menschen mit Medien, Suchtmitteln oder Gewalt. Es geht dabei um die Förderung von Lebensbewältigungsstrategien und Schutzfaktoren wie Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen, Selbstwirksamkeit und äußert sich in einem guten Körpergefühl, in Kommunikationsfähigkeit und Aushandlungskompetenz. Elternbildung vor und nach der Geburt und familienbegleitend trägt dazu bei und hat dafür Kompetenzen und Methoden entwickelt. Das Dilemma der Familienbildung ist aber, dass sie eher mittelschichtorientiert arbeitet und bildungsferne Familien und Familien mit Migrationshintergrund kaum erreicht. Die interkulturelle Qualifizierung ist noch wenig ausgebildet, es fehlen niederschwellige Zugänge und aufsuchende Ansätze. Sie befindet sich über dies in einem Teufelskreis der Finanzierung: geringere öffentliche Zuschüsse zwingen zu höheren Gebühren, wodurch wieder sozial benachteiligte Familien abgeschreckt werden. Gute Erfahrungen werden mit einer Art aufsuchender Elternbildung gemacht, wie sie von Projekten wie „Opstapje“ oder „Hippy“ repräsentiert

Elternarbeit

Die Arbeit mit Eltern ist Bestandteil vieler Hilfsangebote der Kinder- und Jugendhilfe. Im Rahmen des Kinder- und Jugendschutzes stehen Kursangebote, Informationsabende und auch Hausbesuche im Vordergrund. Für eine aktive Elternarbeit mit muslimischen Eltern sind interkulturelle Kompetenz und migrati-onssensibles Vorgehen Voraussetzungen. Das kann, das muss man lernen. Dafür gibt es auch praxisorientierte Empfehlungen. (Vgl. Toprak 2004c:60 ff.)

Viele der durchaus erfolgreichen Projekte und Elternkurse zur Sucht- und Gewaltprävention, zur Medienarbeit oder allgemein zum Erziehungsverhalten räumen selbstkritisch ein, dass sie beratungsferne Familien und Eltern mit Migrationshintergrund nicht erreichen. Das liegt an kognitiv und sprachlich vermittelten Inhalten, an zu hochschwelligem Zugängen, an fehlender sprachlicher und interkultureller Kommunikationsfähigkeit oder schon daran, dass die Eltern nicht einmal angesprochen werden können. Es erreicht sie die Information erst gar nicht.

Im Hinblick auf türkischstämmige Familien erscheint es deshalb notwendig und zielführend, Eltern dort anzusprechen, wo sie in Kontakt mit Institutionen kommen. Das sind Kindergärten und Schulen, das sind Ärzte und Gesundheitseinrichtungen, es sind insbesondere aber Kulturvereine und Moscheen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Einrichtungen sind mögliche Multiplikatorinnen und Multiplikatoren in Erziehungsfragen und für Präventionsmaßnahmen. Sie sind Partnerinnen und Partner des Jugendschutzes. Aus den Institutionen heraus muss eine offensive und zugehende Arbeit erfolgen, besonders dann, wenn schon Gefährdungssituationen vorliegen. Bei der Konzeption von Maßnahmen sind die Eltern mit Migrationshintergrund aktiv einzubeziehen, sie sind Expertinnen und Experten in eigener Sache. Schlüsselpersonen können eine Brückenfunktion in ihre Communities übernehmen. Erfolgreiche Maßnahmen wie zum Beispiel das Projekt „Starke Eltern - starke Kinder“ des Kinderschutzbundes sind für türkisch- und russischstämmige Familien adaptiert worden. Muttersprachliche Ehrenamtliche sind entsprechend geschult worden. Das sollte auch für andere Kurse übernommen werden.

Bei derartigen Projekten bleibt aber angesichts des Angebotscharakters und der Freiwilligkeit der Annahme das Problem, dass viele Familien selbst dann nicht erreicht werden, wenn sie die Informationen erhalten. Eine wesentliche Rolle spielen deshalb die schon genannten Institutionen, die untereinander und mit dem Jugendschutz zu neuen Kooperationen und neuen Arbeitsansätzen kommen sollten.

2.5 Neue Kooperationsbeziehungen

Eine (selbst-)kritische Betrachtung der Jugendhilfelandchaft macht immer wieder auf die Spezialisierung und Versäulung der einzelnen Felder aufmerksam. Natürlich kooperiert auch der Jugendschutz mit anderen Angeboten, Institutionen und Professionen. Aber es besteht ein hoher Intensivierungsbedarf.

Offene Kinder- und Jugendarbeit, Familienbildung oder Jugendsozialarbeit aus der Jugendhilfe, Kindergarten und Schule des Bildungswesens und Angebote der Gesundheitsförderung sind nicht nur Kooperationspartner für präventives Arbeiten. In allen Disziplinen gibt es darüber hinaus konzeptionelle und methodische Übereinstimmungen, die für eine gemeinsame Strategie genutzt und gebündelt werden können. Der Sozialraum ist die gemeinsame Schnittstelle von Jugendhilfe, Bildungsbereich und Gesundheitswesen. Sozialraumorientierung wäre die konzeptionelle Klammer, die die bisher allzu eigenständigen Handlungslogiken verknüpfen könnte. Eine integrierte Jugendhilfe-, Bildungs- und Gesundheitsplanung müsste stärker als bisher die Akteure im Sozialraum auf

gemeinsame Ziele verpflichten. Dazu gehört auch als Ausfluss sozialräumlicher Orientierung die Verbesserung der Infrastrukturenausstattung in sozial benachteiligten Gebieten mit ihren Auswirkungen auf soziale Lage, Bildungschancen und Gesundheitsrisiken.

Basis für eine solche neue Qualität der Kooperation sind konzeptionelle Übereinstimmungen, derer sich die verschiedenen Professionen bisher kaum bewusst sind. (Vgl. Seifert 2006:35) Salutogenese und Resilienzforschung fragen danach, welche Faktoren Gesundheit erhalten und Krankheit verhindern beziehungsweise Lebensbewältigung ermöglichen und Sucht oder Gewalt vermeiden. Sozialökologische und Gemeinwesensorientierung verweisen auf die Lebenswelt der Menschen und auf die Abhängigkeit von sozialer Umwelt und Sozialisation. Jugendhilfe, Bildung und Gesundheitsförderung zielen darauf, die vorhandenen Kompetenzen und Ressourcen zu nutzen, Fähigkeiten und Stärken auszubauen und ein gelingendes Leben zu ermöglichen. Das erfordert von der Kinder- und Jugendhilfe wie den Bildungsinstitutionen, Themen der Gesundheitsförderung wie Körperlichkeit, Körperkultur, Ernährung und Bewegungsverhalten wie auch den Zusammenhang zwischen Gesundheit und sozialer Lage in den Blick zu nehmen.

Die Bildungseinrichtungen müssen sich als Sozialraumagenturen verstehen und sich der Lebenswelt ihrer Kinder und deren Familien stärker öffnen sowie die Förderung von Gesundheit und die Vorbereitung junger Menschen auf ihr Elternwerden zu Unterrichtsthemen zu machen. „In Neumarkt ist zum Beispiel `Erwachsen werden` seit 2005 ein Unterrichtsfach: Statt die Kinder mit erhobenem Zeigefinger vor Drogen zu warnen, sollen sie in Kursen Ihre Persönlichkeit festigen, Selbstbewusstsein ausbilden und lernen, Rückschläge zu verkraften“ (Heinzelmann 2007:48).

Der Gesundheitsbereich wird sich vermehrt auf die sozialen Bedingungen beziehen, unter denen Menschen leben, und an der strukturellen Veränderung des Gemeinwesens mitarbeiten müssen. Und alle diese verschränkten Ansätze sind kultur- und geschlechtssensibel zu konzeptionieren. An der Schnittstelle dieser kommunalen Handlungsfelder durfte sich sehr stark der Erfolg bzw. Misserfolg von präventiven und fördernden Elementen wie insgesamt eine wirksame Kinder- und Jugendpolitik entscheiden.

3. Selbstverantwortung der ethnischen Minderheiten und ihrer Organisationen

Wenn man die soziale Versorgung von Migrantinnen und Migranten in Historie und Struktur kurz Revue passieren lässt, dann waren es zunächst die Wohlfahrtsverbände mit ihren Sozialdiensten, die für die zugewanderten ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zuständig waren. Das war natürlich auch die deutsche Regelversorgung, die sich aber zu Beginn der Zuwanderung sehr wenig verantwortlich sah. Es waren ab den 1970er Jahren deutsche Initiativgruppen, insbesondere in der pädagogischen Arbeit, die sich engagierten. Und es waren von Beginn der Arbeitskräftewanderung an die Selbstorganisationen der Migrantinnen und Migranten. Es überrascht immer wieder, wie wenig wir als Mehrheitsgesellschaft und als Repräsentanten ihrer sozialen

Versorgungssysteme über den Reichtum an selbst organisierter Arbeit und ehrenamtlichem Engagement wissen. Und es überrascht dann nicht mehr, wie wenig die deutsche Gesellschaft diese Struktur fördert und nutzt, zum Beispiel für die Bearbeitung sozialer Folgen eines eher misslingenden Integrationsprozesses.

Diesem mangelnden Wissen und der Sprachlosigkeit zwischen deutschem Sozialsystem und den ethnischen Kolonien ist es dann wohl auch geschuldet, dass der Diskurs um Zivilgesellschaft und bürgerschaftliches Engagement Menschen mit Migrationshintergrund erst jetzt zu entdecken beginnt. (Vgl. BMFSFJ 2005:347 ff.) Die vergangenen Jahre haben vor dem Hintergrund eines rasanten gesellschaftlichen Wandels und der Krise des Sozialstaates Teilhabe und Teilnahme sowie Partizipation und Empowerment zu orientierenden Begriffen der Sozialen Arbeit werden lassen. Neben vielen anderen Überlegungen gilt für die Eigenverantwortung von Bürgerinnen und Bürgern die Erwartung, dass sie sich für Fragen des Gemeinwohls jenseits privater Vorlieben verpflichtet fühlen. Dafür bedarf es bestimmter Kompetenzen und Qualitäten, zu deren Erwerb Soziale Arbeit beitragen kann und muss.

Für den Kinder- und Jugendschutz heißt das, dass die vorhandenen Ressourcen der ethnischen Communities entdeckt und gefördert werden müssen. Es bedeutet aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft, dass diese Organisationen für eine Verantwortungsübernahme in diesem Feld zu sensibilisieren, dass sie dafür aber auch in die Pflicht zu nehmen sind. Als Selbstverpflichtung der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Organisationen erfordert das eine aktive Informations-, Qualifizierungs- und Förderpolitik, um Migrantenselbstorganisationen überhaupt in die Lage zu versetzen, ihrer Verantwortung gerecht zu werden.

3.1 Erwartungen an Migrantenselbstorganisationen

Partnerinnen einer solchen qualifizierten Zusammenarbeit können nur Organisationen sein, die das Ziel der gesellschaftlichen Integration ihrer Mitglieder verfolgen. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Zivilgesellschaft und leisten so ihren Beitrag zur Entwicklung der gemeinsamen Bürgergesellschaft von Bürgerinnen und Bürgern deutscher wie nichtdeutscher Herkunft. Das setzt ganz allgemein eine kritische Auseinandersetzung mit der Einwanderungssituation voraus, einen reflexiven Umgang mit den tradierten Werten und den übernommenen Verhaltensweisen der jungen Generation sowie die Fähigkeit, mit Ambivalenzen und Widersprüchen einer Biografie im Übergang umzugehen. Das sind hohe Anforderungen, die eine langfristige Perspektive andeuten. Eine wesentliche Rolle für einen erfolgreichen Prozess müssten die Intellektuellen der Communities spielen. Pädagogen, Therapeutinnen, Wissenschaftler und Künstlerinnen tragen dafür Verantwortung.

Wir können als Vertreterinnen und Vertreter der Aufnahmegesellschaft nach mehr als 50 Jahren Einwanderung die Erwartung formulieren, dass Menschen mit Migrationshintergrund Selbsthilfe dort organisieren, wo jenseits professioneller Dienstleistung Eigenverantwortung möglich und sinnvoll ist. Sozialisation im interkulturellen Spannungsverhältnis, Probleme des Aufwachsens der zwei-

ten und dritten Generation, Fragen von Krankheit und Gesundheit spielen bisher in Migrantenselbstorganisationen noch zu wenig eine Rolle. Zugleich gibt es vielfältige Selbsthilfen für den Umgang mit Behörden, für Selbstorganisation im politischen, kulturellen oder sportlichen Bereich. Diese Potenziale gilt es zu nutzen. Für einen erfolgreichen Kinder- und Jugendschutz wäre es eine wirksame Unterstützung, gäbe es Initiativen zu Themen wie gewaltfreie Erziehung, Männlichkeitsrollen, Gewalt unter Jugendlichen, Abhängigkeit und Sucht oder ähnliches. Das wären dann auch Ressourcen, die für die Professionellen des Kinder- und Jugendschutzes zur Verfügung stehen könnten.

3.2 Verpflichtung für deutsche Institutionen

Die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter deutscher Institutionen haben häufig Befürchtungen, die Übernahme bestimmter Aufgaben durch Ehrenamtliche würde ihre qualifizierte Ausbildung abwerten und ihre Arbeit mindern. Diese Ängste müssen ihnen genommen werden. Dann kann man sich Fragen stellen wie: Bei welchen Themen und Problemen können Migrantinnen und Migranten sich selbst und gegenseitig in Selbsthilfe unterstützen? Wie können solche Gruppen initiiert, gefördert und unterstützt werden? Welche Qualifizierungsmaßnahmen und Weiterbildungsbedarfe bestehen? Wie kann die Zusammenarbeit zwischen professioneller Beratungs- und Präventionsarbeit und Migrantenselbstorganisationen organisiert und verbessert werden? (Vgl. Ausländerbeirat München u.a. 2004 und Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement 2006). Es bestehen dafür:

Informationsbedarf

Die Migranten-Communities brauchen Informationen über die hier formulierten Erwartungen, sie brauchen auch Wissen über die deutschen Vorstellungen von Ehrenamt und bürgerschaftlichem Engagement sowie über die organisatorischen und strukturellen Möglichkeiten, die dafür bereits entwickelt sind.

Förderbedarf

Zur Information gehört der Hinweis auf Förder- und Unterstützungsmöglichkeiten durch deutsche Institutionen. Soweit die Förderbedingungen für Migrantenselbstorganisationen nicht passen, sind sie entsprechend zu verändern bzw. auszuweiten. Die Organisationen müssen zumindest am Anfang beraten und begleitet werden.

Qualifizierungsbedarf

Migrantenselbstorganisationen brauchen eine Qualifizierung für den Zugang und den Umgang mit den Strukturen und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft, im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, des Fundraising, der Vernetzung und der Organisation.

Bildungsbedarf

Migrantenselbstorganisationen sind nicht per se interkulturell qualifiziert. Als Kooperationspartner deutscher Organisationen brauchen sie interkulturelle Kompetenz und eine spezifische Ausbildung für die jeweiligen Themen. Für das Feld des Jugendschutzes wären die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Moschee- und Kulturvereinen, von Elterninitiativen und Selbsthilfegruppen „Migran-

ten helfen Migranten“ dafür zu qualifizieren, Erziehungsfragen kompetent zu bearbeiten und als Multiplikatorinnen und Multiplikatoren für Probleme wie Gewalt, Sucht, Medienumgang in ihre ethnischen Kolonien hinein zu wirken.

4. Zum Abschluss

Von allen Feldern der Sozialen Arbeit dürfte die Kinder- und Jugendhilfe bisher die relativ größten Anstrengungen unternommen haben, sich Kindern, Jugendlichen und Familien mit Migrationshintergrund zu öffnen und für neue Herausforderungen adäquate Antworten zu finden. Der Stand der interkulturellen Orientierung und Öffnung ist von Land zu Land, von Kommune zu Kommune unterschiedlich. Dasselbe gilt für die unterschiedlichen Leistungsbereiche der Jugendhilfe: Offene Kinder- und Jugendarbeit sowie insbesondere die Jugendsozialarbeit sind auf Grund der täglichen Herausforderungen weiter als etwa die Hilfen zur Erziehung. Der erzieherische Kinder- und Jugendschutz ist dabei nicht an der Spitze der Entwicklung.

Bei der Literatur- und Internet-Recherche zum Thema fällt auf, dass es fast keine Veröffentlichungen zur interkulturellen Orientierung des Jugendschutzes und zu migrationssensiblen Arbeitsansätzen gibt. Die wenigen mir bekannten Veröffentlichungen sind Themenschwerpunkte einiger Jugendschutz-Zeitschriften in den Bundesländern und Tagungsdokumentationen. Die dort enthaltenen Aufsätze und Vorträge verbleiben auf der Ebene einer allgemeinen Beschreibung der Lebenssituation junger Migrantinnen und Migranten. Eine Auseinandersetzung mit dem Kinder- und Jugendschutz findet nicht statt. (Als Beispiel: BAJ u.a. 2003). Dokumentiert werden einige Gute-Praxis-Beispiele, die sich aber auf relativ wenige Schwerpunkte beziehen: Interkulturelle Gewaltprävention für (türkische) Jugendliche (pro Jugend Bayern 2/2005), Suchtprävention allgemein (pro Jugend Bayern 3/2006), Soziale Gerechtigkeit (ajs information Baden-Württemberg III/2006), Interkulturelles Konfliktmanagement (AJS Bayern 2003), Elternarbeit mit türkischen Eltern /AJS Bayern 2004), Suchtprävention mit jugendliche Spätaussiedlern (AJS Bayern 2004). Und es gibt natürlich Projekt- und Aktionsbeispiele, die nicht immer unter dem Kennzeichen Jugendschutz und Prävention laufen, die aber für ein interkulturelles Profil des Kinder- und Jugendschutzes hilfreich wären.

Mag dieser Überblick auch nicht repräsentativ sein, so verweist er doch auf Nachholbedarf. Es ist dringend notwendig, diese Beispiele und Erfahrungen systematisch zu sammeln, auszuwerten, aufzubereiten und zu verbreiten. Ein Austausch bundesweit und eine Vernetzung mit dem Anspruch der interkulturellen Öffnung des Kinder- und Jugendschutzes ist anzustreben. Dabei sind die Erfahrungen vergleichbarer Felder wie offene Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit oder Familienbildung und Erziehungsberatung einzubeziehen.

(1) Erweiterte Fassung eines Vortrags auf dem 24. Kinder- und Jugendschutzforum Nordrhein-Westfalen am 22. Mai 2007 in Neuss

Literatur

Acilim – präventive Arbeit mit Migrantenfamilien (2006): Jahresbericht 2005. München

Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.v. 2007): Elterntalk. In: www.elterntalk.net (15.05.2007)

Atabay, Ilhami (1998): Zwischen Tradition und Assimilation. Die zweite Generation türkischer Migranten in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg

Atabay, Ilhami (2004): Familientypen und typische Konflikte türkischer Paare in der Migration. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): Türöffner und Stolpersteine. Elternarbeit mit türkischen Familien als Beitrag zur Gewaltprävention. München, S. 21-33

Ausländerbeirat der Landeshauptstadt München u.a. (Hrsg.) (2004): Wege in die Zukunft. Hilfe zur Selbsthilfe in der Migrationsgesellschaft. München

Boos-Nünning, Ursula (2006): Aufwachsen und Hilfen in benachteiligten Lebenssituationen. In: Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg (Hrsg.): ajs information III/2006. Dokumentation der ajs-Jahrestagung, S. 10-17

BAJ Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V./ Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen (Hrsg.) (2003): Integration durch Partizipation. Interkulturelle Ansätze im Jugendschutz. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2002): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2005): Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. - Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2005): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004. München

Döger, Tuna (2005): „Schlägst Du nie?“ Wie jugendliche Migranten lernen, auf Gewalt zu verzichten. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): pro Jugend Heft 2, Themenheft „Interkulturelle Gewaltprävention“, S. 26-29

Gaitanides, Stefan (2001): Zugangsbarrieren von Migrant(inn)en zu den sozialen und psychologischen Diensten und Strategie interkultureller Öffnung In: Auernheimer, Georg (Hrsg.): Migration als Herausforderung pädagogischer Institutionen. Opladen, S. 181-194

Heinzelmann, Stefan (2007): Halbtags heile Welt. In der besten Hauptschule Bayerns ist „Erwachsen werden“ ein Unterrichtsfach. In: Süddeutsche Zeitung vom 28./ 29.04.2007, S. 48

Hamburger, Franz (1999): Von der Gastarbeiterbetreuung zur reflexiven Interkulturalität. In: Migration und Soziale Arbeit, Heft 3-4, S. 33-39

Hamburger, Franz (2003): Gefährdung durch gute Absichten. In: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V./ Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen (Hrsg.): Integration durch Partizipation. Interkulturelle Ansätze im Jugendschutz. Berlin, S. 61-63

Handschuck, Sabine/ Schröer, Hubertus (2002): Interkulturelle Orientierung und Öffnung von Organisationen. In: neue praxis Heft 5, S. 511-521

KFN-Forschungsbericht Nr. 100: Baier, Dirk/ Pfeiffer, Christian (2007): Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen – Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgen für die Prävention. Hannover

Kunstamt Kreuzberg (Hrsg.) (1981): Morgens Deutschland, abends Türkei. Berlin

Lösch, Hans (2003): Ethnische Differenzerfahrung im Alltag Jugendlicher. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): Kulturkonflikt? Methoden des interkulturellen Konfliktmanagements in der Jugendhilfe. München, S. 10-35

Nikles, Bruno W. (2000): Wozu noch Paragraphen? Zum Stellenwert von Regelungen im Gesamtkontext des Kinder- und Jugendschutzes. In: BLJA Mitteilungsblatt 4/2000. www.blja.bayern.de (18.04.2007)

Nikles, Bruno W./ Roll, Sigmar/ Spürck, Dieter/ Umbach, Klaus (2005): Jugendschutzrecht. München

Schröer, Hubertus (2007): Interkulturelle Öffnung und Diversity Management. Expertise im Auftrag von anakonde GbR. München. www.i-igq.de /Veröffentlichungen (15.05.2007)

Seifert, Brigitte (2006): Gesundheitsförderung in der Kinder- und Jugendhilfe – es gibt noch viel zu tun. In: Rundbrief Gemeindepsychologie Band 12, Heft 2, S. 29-44

Straßburger, Gaby (2007): „Ethnisierung des Sexismus“ – Zum Diskurs über arrangierte Ehen und Zwangsheirat. In: Migration und Soziale Arbeit Heft 1, S. 25-32

Toprak, Ahmet (2003): Anti-Aggressionskurse – die konfrontative Methode als Gewaltprävention mit türkischen Jugendliche. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): Kulturkonflikt? Methoden des interkulturellen Konfliktmanagements in der Jugendhilfe. München, S. 70-85

Toprak, Ahmet (2004a): „Wer sein Kind nicht schlägt, hat später das Nachsehen.“ Elterliche Gewaltanwendung in türkischen Familien und Konsequenzen für die Elternarbeit. Herbolzheim

Toprak, Ahmet (2004b): Erziehungsstile und Erziehungsziele türkischer Migrantenfamilien in Deutschland. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): Türöffner und Stolpersteine. Elternarbeit mit türkischen Familien als Beitrag zur Gewaltprävention. München, S. 21-33

Toprak, Ahmet (2004c): Türöffner und Stolpersteine. Worauf Sie in der interkulturellen Elternarbeit achten sollten. In: Aktion Jugendschutz, Landesverband Bayern e.V. (Hrsg.): Türöffner und Stolpersteine. Elternarbeit mit türkischen Familien als Beitrag zur Gewaltprävention. München, S. 60-74